



Elfriede Hammerl

Kleingeldaffäre

Roman

ISBN: 978-3-552-06153-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-06153-8>

sowie im Buchhandel.

G. gibt mir Geld. Ich bin nicht arm, ich verdiene sogar ziemlich gut, aber es gefällt ihm, mich als eine Person zu sehen, der er mit finanziellen Zuwendungen Freude machen kann.

G. ist gern großzügig. Er führt mich in teure Lokale. Wenn wir ins Hotel gehen, lassen wir uns Champagner aufs Zimmer kommen. Er hat auch schon vorgeschlagen, wir sollten einmal in Champagner baden, falls mir das ein Gefühl von Luxus gibt. (*Charmepagner*, sagt G., der Sprachbastler, und ich liebe ihn dafür.)

G. verdient ebenfalls gut, aber nicht besser als ich, er kann sich seine Großzügigkeit vor allem deshalb leisten, weil er eine reiche Frau hat.

G. bezahlt mich mit dem Geld seiner Frau quasi für sexuelle Dienstleistungen. So könnte man es sehen. Ich schlafe mit G., und er steckt mir Geld zu.

Ich *prostituieren* mich aber nicht, ich schlafe gerne mit G., ich tue es, weil es mir ein Bedürfnis ist, noch lieber würde ich mit G. nicht nur schlafen, sondern auch leben, aber das ist nicht drin.

G. zahlt nicht für Sex, sondern weil er ein schlechtes Gewissen hat, er beschwichtigt mich mit Geld, jedenfalls versucht er es auf diese Weise. G. bietet Geld statt Zuwendung und Nähe an, das Geld seiner Frau, der er dafür Zuwendung und Nähe schenkt.

Ich schaue in den Spiegel und sehe eine Frau im fortgeschrittenen Alter, der man ihr Alter angeblich nicht ansieht,

wenn man davon ausgeht, dass sie in ihrem Alter noch älter aussehen müsste, aber ich sehe einen Hals mit Jahresringen, Kerben neben den Mundwinkeln und müde Augen, ich sehe eine Frau in einem Alter, in dem Frauen für gewöhnlich nicht mehr Geld kriegen, wenn sie mit einem Mann schlafen (sofern sie nicht auf den Strich gehen), sondern Geld von ihren Ehemännern dafür, dass sie sie stillschweigend mit anderen schlafen lassen, oder dafür, dass sie es taktvoll tolerieren, wenn ihre Ehemänner nicht mehr mit ihnen schlafen können.

Ich betrachte es als Selbstbestätigung, dass G. mir Geld gibt, mir, der Frau, mit der er schläft, der er Komplimente macht, die er jung aussehen lässt in seinen Komplimenten und dadurch, dass er sie begehrt, obwohl sie nicht jünger ist als seine Ehefrau, mit der er angeblich nicht mehr schläft. Manchmal. Manchmal fühle ich mich dadurch bestätigt.

G. sagt, er hat immer Geld gegeben, er gehört zu den Männern, die angeblich keine Geschenke aussuchen können aus männlichem Ungeschick, wenn G. Geld schenkt, dann ist das also Schmuck oder Kleidung oder sonst was Schönes, G. verwöhnt durch Geld, mit dem man sich was kaufen soll, was einen verwöhnt. G. meint, ich weiß selber besser, was das sein könnte, deshalb stellt er mir die Mittel dafür zur Verfügung, den Rest muss ich erledigen. Frauen kaufen doch sowieso gern ein, viel lieber als Männer.

G. kauft nicht gern ein, das gibt er zu, er streitet gar nicht ab, dass er Geld auch aus Bequemlichkeit gibt, die Bequemlichkeit muss ich ihm nachsehen, sicher will ich ihm auch was Gutes tun, und das kann ich, indem ich ihm nachsehe, dass er Geld gibt statt liebevoll ausgesuchter Geschenke.

Als G. mir zum ersten Mal Geld überreichte, in einem

Kuvert, in einem Billet, mit einem anmutigen Text, überlegte ich, ob ich es zurückweisen müsste. Ich hatte den Verdacht, dass ich, wenn mich jemand sehen könnte, verpflichtet wäre, mit großer Geste, mit Empörung die Annahme zu verweigern. Ich lasse mich doch von dir nicht *bezahlen!*

Aber G. sagte, ich solle ihm doch die Freude machen, mir von ihm eine Freude machen zu lassen, und da kam es mir unangebracht vor, Empörung in sein vergnügtes Weihnachtsmannes Gesicht zu spucken, in dem das Vergnügen über mein bevorstehendes Vergnügen stand, und weil sowieso keine Zuschauer da waren, keine Richter über mein Tun und Lassen, keine Beurteiler meiner Moral, nahm ich das Kuvert. Nein, falsch, in Wirklichkeit hätte es mir auch nichts ausgemacht, wenn Zuschauer da gewesen wären, es bereitete mir Spaß, ein fiktives Publikum in seinem Urteil über mich zu erschüttern, ich erfreute mich daran, *unmoralisch* zu sein. Wenigstens das. Wenigstens ein bisschen unmoralisch. Wenn ich schon nicht bekam, was ich wollte.

Sollte er zahlen. Soll er sein schlechtes Gewissen doch abzahlen.

Seither nehme ich G.s Geld, oder das Geld seiner Frau, ganz, wie man will, aber ich kaufe mir nichts Besonderes darum.

Ich gebe es nebenher, achtlos, aus, lasse es in den Haushalt fließen, kaufe Lebensmittel ein, zahle die Putzfrau damit, blättere es für Benzin hin. Ich lege die Kuverts von G. in meine Schreibtischlade, und wenn mir beim Fortgehen einfällt, dass ich zu wenig Bargeld in der Brieftasche habe, nehme ich ein paar Scheine aus den Kuverts.

G. fragt nie, was ich um sein Geld gekauft habe. Würde er fragen, fiel mir schon was ein. Dieser Rock. Der Pulli.

Ich würde streng darauf achten, nicht zu viel zu nennen, er soll ruhig den Eindruck haben, dass man sich nur bescheidene Freuden kaufen kann für sein Geld.

Was G. von seiner Frau erzählt, macht sie mir nicht sympathisch. Das müsste nicht zwangsläufig so sein. Ich war nicht immer automatisch auf Seiten meiner Liebhaber und gegen ihre Frauen, sofern meine Liebhaber verheiratet waren. Gelegentlich waren mir die Frauen meiner Liebhaber sogar sympathischer als der jeweilige Liebhaber. Das war nicht oft der Fall, zugegeben, aber es kam vor, ein- oder zweimal. Meistens waren mir die Liebhaber durchaus sympathisch, aber ihre Frauen auch, wenn ich sie kennenlernte, oder schon davor, nach allem, was ich von ihnen so zu hören bekam. Ich fand sie sympathisch und sie taten mir leid, weil ihre Männer fremdgingen, ich empfand ihnen gegenüber ein leichtes Gefühl der Überlegenheit, weil ihre Männer mit mir fremdgingen, das aber verflog, sobald ich sie kennenlernte, was so gut wie immer erst nach der Affäre mit ihren Männern der Fall war. Mit der einen oder anderen freundete ich mich nachträglich sogar an, und nach einer Weile hatte ich vergessen, was zwischen mir und ihrem Mann gewesen war, ja, ganz ehrlich. Wolf, der sich erinnerte, dass ich eine Zeitlang mit Martin geschlafen hatte, reagierte fassungslos, als ich ihm beiläufig von meiner Freundschaft mit Martins – inzwischen geschiedener – Frau berichtete. Ich sagte selbstverständlich nicht, ich wäre mit Martins geschiedener Frau befreundet, als solche definierte ich sie ja nicht, sondern ich erwähnte im Gespräch mit Wolf *meine Freundin Nora*, und Wolf fragte: Martins geschiedene Frau? Und als ich nickte, fragte er, ob mir das nicht unangenehm wäre, und ich fragte zurück, reinen

Herzens erstaunt: Nein, wieso? Wolf behauptete, ich müsse lügen, das gäbe es nicht, dass ich keine Ahnung mehr hätte von meinem Verhältnis mit Martin. Ich antwortete, keine Ahnung stimme natürlich nicht, jetzt, da er es sage, erinnerte ich mich wieder, aber vorher wäre es mir wirklich entfallen gewesen, großes Ehrenwort.

Womöglich schläft G. mit mir statt mit seiner Frau nur deswegen, weil seine Frau nicht mehr mit ihm schläft. Vielleicht schläft G. mit mir gewissermaßen im Auftrag seiner Frau, die ihm die Erlaubnis gegeben hat, sein Triebleben außer Haus zu regeln, damit er ihr nicht zu nahe tritt, sexuell nicht nahe tritt (denn ansonsten soll er ja durchaus zur Stelle sein). Natürlich hat ihm seine Frau nicht aufgetragen, sich ausgerechnet meiner Person zu bedienen, das könnte sie gar nicht, weil sie mich nicht kennt, aber sie hat ihm aufgetragen, sich zu bedienen, und das tut er jetzt bei mir.

Nein, er benützt mich nicht, er schläft mit mir, weil er mich begehrenswert findet, und die Tatsache, dass wir miteinander schlafen, erfüllt ihn sicherlich mit Wohlwollen mir gegenüber. Er bedient sich meiner Person mit Wohlwollen. Das nennt er Liebe. Er sagt, er liebt mich. Er lebt mit seiner Frau, aber mich liebt er.

G. muss mich lieben, sonst hätte er sich ja auch jemand anderen suchen können, eine aus der Töchtergeneration, er ist umgeben von schönen jungen Frauen, die ihm schöne Augen machen, darauf vergisst er nie hinzuweisen, und außerdem sehe ich, wie die Frauen auf ihn reagieren, und sie reagieren in der Regel mit Interesse.

Vielleicht hat aber G. mich ausgewählt, weil er gedacht

hat, ich werde nicht aufmucken. Junge Frauen stellen Ansprüche. Junge Frauen wollen geheiratet werden, eine Familie gründen, Kinder, es wäre ein ewiger Unfrieden. Junge Frauen würden ihm das Messer ansetzen, weil sie auch noch andere Optionen haben. Ich, hat sich G. möglicherweise gedacht, ich habe sowieso kaum noch andere Optionen, um es euphemistisch auszudrücken.

Vielleicht ist G. ja auch auf mich verfallen, weil ich keine Gefahr und keine echte Konkurrenz für seine Frau darstelle. Vielleicht hat G. gefürchtet, sich in eine schöne junge Frau zu verlieben, wenn er mit ihr schläft, und damit seiner Frau tatsächlich *untreu* zu werden.

Vielleicht liebt G. aber auch seine Frau weniger als ihr Geld, man kann das ebenso gut pragmatisch sehen. Seine reiche Frau bietet ihm ein angenehmes Leben, gesicherten Wohlstand, ja, Luxus (von dem er bereit ist, kleine Anteile in Form champagnergefüllter Badewannen sogar an mich weiterzugeben). Warum sollte er das alles gefährden wollen, indem er sich in eine verliebt, der zuliebe er dann bereit wäre, es kopflos aufzugeben?

Nicht, dass ich nicht aufmucke. Nicht, dass ich ihm nicht das Messer ansetze. Nicht, dass es mit mir immer friedlich ist. Wenn mein Groll und meine aufgestaute Wut den Überlaufpegel erreicht haben, bin ich ätzend, abweisend, sarkastisch, vorwurfsvoll, unbequem.

Dann zieht sich G. zurück und straft mich mit Nichtbeachtung, mit Schweigen, mit nachrichtenlosen Tagen, liefert mich einem echolosen Raum aus, quält mich mit spürbarer Abwesenheit.

Wenn G. mir nicht gerade grollt, weil ich meinen Groll gerade herauslasse, ist er zärtlich, überwältigend, herausfordernd, witzig, unverschämt. Ich lasse mich provozieren und überwältigen, ich lasse mich fallen, ich schwimme in Seligkeit, da braucht es gar kein Champagnerbad. Ich bin wehrlos.

G. hat es doch gar nicht bequem, sagt er. Er versucht doch, Zeit für mich aufzubringen, er denkt an mich, er kümmert sich um mich, in Gedanken jedenfalls, G. investiert weit mehr Zeit in mich, als sein Zeitbudget ihm eigentlich erlaubt, er strapaziert sich, zerreißt sich geradezu (ebenfalls in Gedanken, zugegeben, ohne konkrete Auswirkungen auf seine Zeitaufteilung, aber immerhin), doch mir ist das nicht genug.

Na und? Gar nichts soll er tun müssen für ein befriedigtes Triebleben? Soll er sich doch bei seiner Frau bedanken, die es ihm so schwierig macht.

Das Ich ist bloß eine sich ständig verändernde Konstruktion, sagen die Hirnforscher, abhängig vom aktuellen Zustand unserer Neuronen, Synapsen und so weiter. Es gibt kein stabiles Ich, sagen sie, keinen fixen Kern, nichts, worauf wir uns verlassen, worauf wir zurückgreifen können, wenn wir auf der Suche nach uns selbst sind. Das scheint mir plausibel. Im Grunde gibt es mich gar nicht. Im Grunde bin ich irgendwas oder irgendwer oder niemand. Wenn ich mir auf den Grund gehe, komme ich drauf, dass auf dem Grund nichts ist, nichts andauernd Unverwechselbares jedenfalls. Trotzdem leide ich. Wie kann ich leiden, wenn es mich gar nicht gibt? Wieso ist mein instabiles, inexistentes

Selbst so wehleidig? Und wieso zum Teufel sollte G. so viel Schmerz wert sein?

Nicht, dass ich wirklich keine anderen Optionen hätte. Meine Optionen: Joe zum Beispiel. Auch Joe führt mich zum Essen aus und würde vielleicht Champagner spendieren, wenn ich Champagner wollte. Aber Joe ist reserviert und redlich. Reserviert und redlich bin ich selber.

G. ist offensiv und herzlich, unbekümmert, überschwänglich. Zumindest erweckt G. den Eindruck so zu sein, denn G. ist ein Schlitzohr, er weiß, wie er sich wem darstellen muss. G. erweckt zudem den Eindruck, mitfühlend und fürsorglich zu sein (ein Eindruck, den Joe nicht macht, obwohl Joes Verhalten – seinen Kindern, seinen alten Freunden gegenüber – darauf schließen lässt, dass er es ist). Das gefällt mir und wiegt mich in falscher Sicherheit – denn tatsächlich kann ich mich nicht auf G. verlassen, wenn ich ihn brauche, ist er nicht verfügbar.

Auch für alle anderen, die sich für mich interessieren, erstaunlicherweise für mich interessieren, gilt: Sie sind nicht G. Statt dankbar zu sein, weil sich immer noch Männer für mich interessieren, die noch dazu redlich und aufrichtig sind (zu sein scheinen, genauer gesagt, aber da G. ja auch nicht ist, was er scheint, sollte mir ein eventueller bloßer Schein nichts ausmachen), bestehe ich undankbar auf G.

Ich könnte G.s Geld (oder das Geld seiner Frau) auch in den Mistkübel stopfen, es würde mir nicht abgehen, es hebt meinen Lebensstandard nicht wirklich – aber warum sollte ich? Ich nehme es und gebe es aus, achtlos, lieblos.